



Ausschrei.

Kanonen und Mörser röhren
Ist not wohl und muß sehr geschehn.
Und doch gibts auch andere Dinge,
Die uns durch die Seele gehn.

Es wülßt auch noch andere Sehnsucht
In unserm Herzensschrein,
Als die, nur zu kämpfen, zu töten
Und nur Soldaten zu sein.

In unser Gedanken Geheimstem
Ein brausender Wille kreist,
Der aus dem Bluffstamm der Tage
Sein Haupt an den Himmel reißt.

Es ist ja nicht Tand und Getödel,
Darauf wir leben und strein.
Wir wollen nur einmal wieder
Leben und jubeln und sein.

So soll uns kein Vaterland zürnen,
Dah Erdensul in uns gärt,
Bis unsere brennende Seele
Zur ewigen Heimat fährt.

Hans Bauer (im Felde).

Wirtschaft und Finanzen.

Von Anton Dosticher.

Hast alle finanziellen Erwägungen über die Deckung des Zinsendienstes und die Tilgung der Kriegsschuld selbst zuhagen auf der unangenehmsten, als selbstverständlich vorausgesetzten Erwartung, daß die gegenwärtige Hochkonjunktur fortbauere oder daß doch die Nachkriegswirtschaft dort wieder anknüpfen könne, wo die Vor-Kriegs-Wirtschaft aufgehört hat. In der Natur der Sache liegt, daß diese Hoffnungen von der weiteren Dauer des Krieges und seinem schließlichen Ergebnisse wesentlich abhängen. Gerade die Arbeiter — und diese noch viel mehr als die Besitzenden, die von ihrer Rente oder dem auf lange Zeit hinaus sicheren hohen Bodenertrag leben können, — sind an einem sicheren Fortgang der industriellen Erzeugung und einer baldigen Wiederaufnahme der zerrissenen Handelsbeziehungen interessiert. Für die glückliche Erreichung dieses Zieles ist die Angliederung weiter verwüsteter Länder mit einer verbitterten und feindseligen Bevölkerung durchaus ungenügend, ja schädlich. Die moderne Wirtschaft verträgt keine Härte, sondern beruht auf Freiwilligkeit oder doch erfolgreicher Zielsetzung und Einwirkung auf den wohlwollenden Willen. Den aus dieser Erkenntnis erwachsenden Ansprüchen einer gesunden Politik, die national ist und doch die haßerfüllten Völker wieder vereint, entspricht das eben veröffentlichte Aktionsprogramm der Sozialdemokratie.

Die schwarzen Kabinette.

Von Maximilian Maulbezer.

In heutiger Zeit, in der die Briefzensur eine gewisse Bedeutung wiedererlangt hat, dürfte es nicht uninteressant sein, sich die früher durch verschiedene Regierungen systematisch ausgeübten Verlehnungen des Postgeheimnisses durch die sogenannten „schwarzen Kabinette“ wieder zu vergegenwärtigen. Das Briefgeheimnis ist in den meisten modernen Verfassungsurkunden geschützt. So bestimmt für das Deutsche Reich das Reichsgesetz vom 28. Oktober 1871, § 5: „Das Briefgeheimnis ist unantastbar.“

Die Geschichte lehrt nun, daß die Verletzung des Briefgeheimnisses so alt ist wie die Post selbst. 1543 richtete Leonhardt von Thurn und Taxis die erste eigentlich deutsche Postlinie ein, und vier Jahre später, im Schmalkaldischen Kriege, erfuhr Karl V. durch seinen Postmeister die wichtigsten Geheimnisse seiner protestantischen Gegner. Von den Habsburgern mit Reichthümern und Ehren überschüttet, zu Grafen und Fürsten des Reiches erhoben, stellten die Thurn und Taxis ihre Beförderungsanstalt der kaiserlichen Politik zur Verfügung. Unter Rudolf II. führte Bazarus Schwendi, der am Hof beliebteste Feldherr Oesterreichs, bittere Klagen, daß der Postmeister Wiedbauer seine Briefe erbreche oder zurückhalte. Als Ferdinand II. die Fürsten Boar mit der Post in seinen Erblanden belehnte, wurde ein Taxis'scher Beamter nach Wien berufen, um den politischen Teil der Postverwaltung zu übernehmen. Da der geheime Postdienst außer einer großen Gewandtheit eine ebenso große Verschwiegenheit erforderte, so nahm man die dabei beschäftigten Beamten gern aus Familien, die bereits ihre Proben abgelegt hatten. Häufig vererbte sich das schimpfliche Amt durch Weiblicher von Vater auf den Sohn. Die Kabinette wurden frühzeitig in das Geheimnis eingeweiht, wie Briefe zu erbrechen und wieder zu versiegeln sind, ohne daß der Empfänger das geringste merke. Von Rudolf II. bis auf Josef II. wurde in Stodoron bei Wien in derselben Post auf diese Weise immer eine Familie Eberl verwendet. Einer davon, Lukas Eberl, wurde wegen seiner Dienste sogar in den Adelsstand erhoben.

Das in so vieler Beziehung verderbliche Beispiel Ludwigs XIV. von Frankreich wirkte auch bei der Behandlung der Briefe auf Deutschland ein. In seinem Alter wollte der französische Monarch, den die Raintenon scharf im Hügel hielt, wenigstens von fremden Liebhabern eine Unterhaltung haben. Seine Polizei berichtete ihm

Ist so ein überaus wichtiger Teil der Voraussetzungen für die künftige Gestaltung der Wirtschaft unserer und unbestimmbar, so liegen doch andere Bedingungen ihrer Entwicklung klar zutage. Zwei in die Augen springende Sachen sind die Verarmung der Nation und die sie verdeckende Geldentwertung, die zum Gegenstück eine kräftige Erhöhung aller Preise hat.

Die Geldentwertung führt auch zu einer optischen Täuschung der Finanzpolitiker. Die Einkommensteuer übertrifft in ihrem Ertrag wohl in allen kriegsführenden Ländern den jeweiligen Voranschlag. Das Einkommen weiter Kreise ist stark gestiegen, häufig aber durchaus nicht im selben Maße ihre Kaufkraft. Besonders des bundesstaatlichen Regierungen fließen aus der auf Geldentwertung beruhenden Einkommenssteigerung gewaltige Summen zu, während das Reich bekanntlich auf dem Trocknen sitzt, da die Zölle und indirekten Steuern wenig oder gar nichts einbringen.

Nun werden in die Rechnung des künftigen Finanzwesens einfach die Erträge der Steuern während des Krieges oder der Zeit vor dem Kriege eingesetzt, ohne genügende Berücksichtigung des Umstandes, daß die Staatseinnahmen im Kriege mit der steigenden Geldentwertung sich ebenso automatisch erhöhen wie sie sich in der Zeit nach dem Kriege erniedrigen werden.

Die Geldentwertung ist darauf zurückzuführen, daß ein außerordentlicher Bedarf des Reichs antreibt, auf Schulden Waren zu kaufen und menschliche Arbeitskraft zu entlohnen, ohne im Drange der Geschäfte auf die Preisgestaltung großes Gewicht zu legen. Durch die mangelhafte Ausbildung der in der Seeres- und Staatsverwaltung tätigen Organe, die den Preisforderungen des Handels und der Industrie widerstandslos gegenüberstehen oder wenigstens lange Zeit gegenüberstanden, wurde diese Bewegung verschärft. Nach dem Kriege tritt wieder das kaufmännische Maß in Tätigkeit, und wenn auch Waren, Preise und Löhne wahrscheinlich nie mehr auf den Stand vor dem Kriege sinken werden, so ist doch ihr Rückgang ganz unausbleiblich.

Diese Betrachtung führt notwendig zu der Frage, wie sich die Konjunktur nach dem Kriege gestalten werde. Die Maschinen und Transportmittel sind während des Krieges aufs Äußerste abgenutzt worden, ohne daß für Ersatz oder Reparaturen in ausreichendem Maße gesorgt werden könnte; auch die Bevölkerung entbehrt eine Anzahl Waren, für die sich, sobald die Waffen ruhen, rege Nachfrage einstellen wird. Aber diese Nachfrage ist notwendig begrenzt. Jeder wird nur so viel anschaffen, wie er ganz unbedingt braucht, und im übrigen ein Stinken der Preise abwarten. Der Fabrikant wird es sich tausendmal überlegen, teure Maschinen einzustellen, die er vielleicht zu einer Zeit amortisieren muß, da für seine Erzeugnisse bereits wesentlich niedrigere Preise gelten. Auch die Außenhandelsbeziehungen werden sich nur sehr langsam wieder entwickeln, weil, ganz abgesehen von den psychologischen Hemmungen, die der Krieg erzeugt hat, in den schwankenden Währungen ein starkes Moment der Unsicherheit liegt. Zwar wird der Export in jene wenigen Staaten, die durch den Krieg reich geworden sind und deren Währungen nicht gelitten haben, um so rascher wachsen, als die Käufer den Vorteil haben, die deutschen Waren unter Ausnutzung des Währungsunterschiedes zu recht billigen Preisen zu erwerben. Aber diese Ausfuhr macht uns nicht frei. Der Export in die uns feindlichen oder auch verbündeten Länder, deren Währungen durch den

Krieg erschüttert werden, wird schwer darunter leiden, daß der Gegenwert der gelieferten Waren in einer unterwertigen und stark schwankenden Währung bezahlt wird. Wird aber Zahlung in deutschem Gelde ausbedungen, so werden die Käufer diese Forderung teils nicht erfüllen können, teils werden sich die Regierungen der Einfuhrstaaten gegen derartige Bestimmungen wenden.

Ein anderer sehr wesentlicher Faktor für die Ausfuhr ist die Kreditgewährung an den Käufer. Der deutsche Außenhandel verdankt seine großartigen Erfolge zu einem sehr erheblichen Teile der durch das musterhafte Zusammenarbeiten von Industrie und Banken gebotenen Möglichkeit einer weitgehenden Kreditgewährung. Nun ist es aber ganz sicher, daß der Zinsfuß außerordentlich ansteigen wird, wenn erst die großen noch schwebenden Schulden des Reiches, der Staaten und Gemeinden durch langfristige Anleihen abgelöst und die jetzt müßig liegenden Gelder für den Einkauf der Waren und die Reinvestierung von Betriebsmitteln verwendet werden müssen. Dieser Hinweis führt auf die außerordentliche Wichtigkeit eines ausreichenden und billigen Kredits, der für Industrie und Handel ein Lebenselement ist. Aus dem schwer leidenden gewerblichen Mittelstande wird durch eine gut ausgebaute Kredithilfe eine weit bessere und wirksamere Unterstützung gewährt als durch die Versuche, mit steuerlichen Mitteln die Großunternehmen zu seinen Gunsten zu benachteiligen. Eine gewisse Erleichterung dieser ungemein schwierigen und komplizierten Aufgabe entfällt dadurch, daß jene Handwerker, die nicht unter die Fahne gerufen wurden, und wohl die ganze landwirtschaftliche Bevölkerung durch den Krieg in umfassender Weise entschuldet und daß ungewein starke Absparungen und Rückstellungen vorgenommen worden sind.

Einigkeit besteht darüber, daß diese schweren Hemmungen des wirtschaftlichen Aufschwunges durch die Rationalisierung der Produktion am wirksamsten überwunden werden. Freilich wird mit diesem Schlagworte ein arger Mißbrauch getrieben. Es versteckt sich dahinter sehr häufig das rein privatwirtschaftliche Verlangen, die Kraft der Arbeiter bis zum Äußersten auszunutzen. Das Schlagwort Taylorismus deckt diese Bestrebungen. Dabei wird nur zu häufig übersehen, daß dieses System mit seinem sehr zahlreichen Beaufsichtigungs- und Messpersonal und der damit verbundenen Bürokratisierung der Arbeit auch ein stark verteuernendes Moment enthält. Sehr richtig sagt der Leipziger Universitätsprofessor Franz Eulenburg in einer Abhandlung, die in dem jüngst erschienenen zweiten Teil des Sammelwerkes des Vereins für Sozialpolitik über „Die Neuordnung der deutschen Finanzwirtschaft“ erschienen ist: „Nicht so dürfen wir die wissenschaftliche, d. i. rationale Betriebsführung auffassen, daß wir nur den momentan vorübergehenden Effekt des Einzelsalles im Auge behalten. Vielmehr wäre überhaupt mit der gesamten nationalen Arbeitskraft ökonomisch zu verfahren. Die Gesamtheit der zur Verfügung stehenden Arbeitskraft ist auf ein Optimum zu bringen, dadurch, daß im ganzen die Arbeitskraft pfleglich behandelt wird, also durch Menschenökonomie der gesamten Bevölkerung. Sehr wohl kann eine wenig angestrenzte Arbeit eine größere Arbeitsfähigkeit des Volkes bedeuten.“

Die Intensivierung und Rationalisierung der Arbeit wird leider durch das im Kriege entstandene Rentnertum sehr gehemmt werden. Wenn erst die Schwereigkeiten der Friedenswirtschaft austauschen werden, werden zahlreiche Mitglieder der bestehenden Klassen auf ihren Rententiteln ausruhen oder sich von dem mit Kriegsgewinnen erworbenen

fortwährend von Intrigen, die eben im Gange waren, und schöpft ihre Geheimnisse aus Briefen, die man auf der Post öffnete. Das Verfahren wurde nun in ein System gebracht, das bald genug in Deutschland Nachahmung fand. In allen Hauptstädten und wichtigen Verbindungspunkten wurden „Briefkabinette“ eingerichtet, wie der ursprüngliche Name für die schwarzen Kabinette lautete. Die bedeutendsten arbeiteten in Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Eisenach, Bremen, Hamburg und Mainz. Diese Briefbrechungsanstalten kümmerten sich um gelante Geheimnisse gar nicht, ihnen kam es vorab auf Staatsgeheimnisse an, auf den Briefwechsel von Diplomaten und unbekannt politischen Agenten, die zu ermitteln eine Hauptaufgabe der Briefkabinette war.

In Wien war ein Flügel des kaiserlichen Schlosses, die sogenannte Stallburg, für das schwarze Kabinett eingerichtet. Jeden Abend um 7 Uhr wurde die Post geschlossen, und die Wagen fuhren ab, scheinbar nach ihrem Bestimmungsort. Sie besahen sich aber in den Hof der Stallburg, dessen Tor sich sofort hinter ihnen schloß. Hier wurden die Briefbeutel geöffnet, die Briefe sortiert und alle die beiseite gelegt, von deren Inhalt man Kenntnis nehmen wollte. In diesen gehörten regelmäßig alle Briefe, die an Gesandte, Bankiere und andere einflussreiche Männer gerichtet waren. Die für das Ausland bestimmten Briefe erkreuten sich besonderer Aufmerksamkeit. Das schwarze Kabinett war zugleich Werkstatt und chemisches Laboratorium. Hier befand sich Siggelack aller Art, eine Masse von Pflanzstoffen, Werkzeuge zum Ablösen der Siegel und Vorrichtungen, die teils diese Operation unterstützten, teils zu Fälschungen der Briefe selbst dienten. Wenn man das Verschlöß des Briefens, so ging die Sache rasch; mußte man das Siegel sorgfältig ablösen und wieder aufschließen, so verlor man viel Zeit. In der Regel wurde die Briefpost bis 11 Uhr mittags in der Stallburg aufgehalten; es geschah aber auch nicht selten, daß sich die Wagen erst um 1 Uhr morgens in vollem Galopp entfernen konnten. Von den erbrochenen Briefen nahm man Abschriften oder machte Auszüge. Die geheime Polizei, der diese Ergebnisse der höchstheuen Tätigkeit übermitteln wurden, erteilte zuweilen weitere Befehle. Dann wurden von Beamten, die Handschriften nachzudenken verstanden, falsche Briefe geschmiedet, heimtückische Fragen gestellt oder verderbliche Ratschläge erteilt; also ein Briefisches Lustspiel.

In der Stallburg arbeiteten besonders Franzosen und Neapolitaner, deren überlegene Geschicklichkeit man schon gelernt hatte. Ihr Handwerk spannte den Geist so an und erforderte eine solche Sorgfalt und Geschwindigkeit, daß mehrere den Verstand verloren. Man bezahlte diese Kreaturen so gut, daß sie mit ihren Familien

im Ueberflusse leben konnten, und gleichwohl war ihr Los ein trauriges. Sie waren mehr Staatsgefangene als Beamte. Die Polizei verlor sie niemals aus den Augen und wachte aufs genaueste, wie viel jeder von ihnen aß, welche Erholung er sich gestatte, mit wem er verkehrte, welche Häuser er und wer ihn und seine Familie besuchte. Jeden Morgen fand der Polizeidirektor auf seinem Arbeitsstisch einen Bericht, den er bloß zu öffnen brauchte, um zu wissen, wie jeder einzelne Beamte des schwarzen Kabinetts den vorigen Tag verbracht hatte.

Der österreichische Hof- und Staatskanzler, und als solcher ein geschworener Feind des alten Fritz, Fürst Kaunitz, machte von der Anstalt in der Stallburg den ausgedehntesten Gebrauch. Um alles aufs beste einzurichten, hatte er sich von der geheimen Polizei Ludwigs XV. von Frankreich Belehrung erbeten und bereitwillig erhalten. Der Polizeileutnant Kaunitz hatte für ihn eine Denkschrift entworfen mit dem Titel: „Näheres über einzelne Anstalten von Paris“. Der preussische Politik gegenüber glaubte der Fürst mit dem schwarzen Kabinett allein nicht auskommen zu können. Alle preussischen Kuriere, mit Ausnahme von zweien, ließen sich bestechen. Diese ungetreuen Boten erhielten bedeutende Summen, so daß sie sorgenfrei leben konnten, wenn man Verdacht gegen sie schöpfte und sie entfernte. Friedrich II. hat aber nie entdeckt, daß Fürst Kaunitz alle seine Depeschen an seinen Wiener Gesandten früher las als dieser. Die Sache nahm jedesmal folgenden Verlauf: hinter Wien war an der böhmischen Grenze in einer einsamen Gegend ein Haus erbaut und seinem Zweck entsprechend eingerichtet worden. Es wurde von Vertrauten bewohnt, öffnete sich nur für Menschen desselben Schloßes und war reichlich mit Pferden und Wagen versehen. Erschien einer der bestochenen preussischen Kuriere, so stiegen Beamte mit ihm in einen Wagen des Hauses, öffneten sein Koffer, erbrachen die Depeschen, entzifferten den Inhalt mit Hilfe des ihnen bekannten Schloßes zu den preussischen Geheimschreibern und nahmen eine Abschrift. War dies geschehen, so wurde die Depesche wieder versiegelt und das Kofferchen geschlossen. Das ganze Geschäft wurde auf dem Wege nach Wien besorgt, indes der Wagen raschste Fahrt beibehielt und nur an gewissen Stellen zum Pferdewechsel Halt machte. Auf der letzten Station vor Wien stieg der Kurier wieder zu Pferde und überbrachte seine Depeschen, deren Abschriften Fürst Kaunitz vier bis fünf Stunden vor dem preussischen Gesandten in Händen hielt.

Die Taxis'sche Post keine Depeschen behandelte, erfuhr Friedrich der Große 1773, als sein Briefwechsel mit seinem Gesandten in Mainz über die polnischen und türkischen Angelegenheiten

andwirtschaftlichen Wohl gut ernähren lassen. Das Beispiel Frankreichs und zum Teil auch das Englands beweist, wie verhängnisvoll die einmal entwickelte Vorliebe der Bevölkerung für das Nennertum der nationalen Wirtschaft werden kann. Auch aus diesem Grunde empfehlen sich die Vorschläge des Aktionsprogramms für die Durchführung einer energischen Finanz- und Steuerreform. Die Erhebung einer nicht zu hart ausfallenden Vermögensabgabe, die Steigerung der Einkommens- und Vermögenssteuern und der umfassende Ausbau der Erbschaftsteuer werden zugleich den ruhigen Genuss des Erworbenen fördern, das wirtschaftliche Gewinnstreben anregen und, ganz im Gegensatz zu den Behauptungen ihrer Widerfaher, durch die Einschränkung des persönlichen Verbrauchs die Neubildung von Kapital fördern.

Beglückung.

Von Hans Katerel.

Jeder Mensch, auch der schlichteste und dumpfste, hat seinen Augenblick. — Wenn irgendein Glück dir warm aus den Händen flüht, das es dich brüderlich beiß zu anderen Menschen, so beglücke dich; dann, o Mensch, hast du, wer du auch bist, die Höhe erreicht, zu der dein längliches Leben vielleicht nie mehr aufschwingen wird.

Wenn etwas Schönes, Gutes ist dir widerfahren. Ja! hat es dich erheitert. Der trübe Alltag läßt wie ein grauer Mantel ab, Freude sprengt dein enges Ich, in das du hart und schmerzhaft eingeschlossen warst. Ohne es zu wollen, wie die Sonne, wie Blumen, wie ein Frühlingstag, teilst du Glück aus, einfach, indem du bist. Allen Menschen möchtest du Gutes tun; und da du's nicht kannst, überstehst dein Glück die wenigen, die im Kreise deines strahlenden Augenlichtes leben. Du teilst dich ihnen mit, und indem du es tust, teilst dich dein Glück ihnen mit — denn das Glück und du, die sind heute ja eins. Werk dir, o Mensch, diesen leuchtenden Tag. Du tust nur, was er erschaffen. Er war ein Gipfelpunkt deines Lebens. Beglückt, warst du ein Beglückter.

Der Mensch ist gut, wenn er glücklich ist, wenn er überflutet. Großmut, diese herrlichste aller Eigenschaften, blüht nur aus einer Brust, die von jubelndem Glücksempfinden geweitet ist.

Der Mensch in Not und Sorge ist nicht stark, sondern verhärtet, nicht mild, sondern grausam, nicht gutmütig, sondern böseartig, nicht großmütig, sondern kleinlich. Wie kann es auch anders sein? Ewig geht, gibt er den Weisheitslehren, den er empfangt, weiter. Ewig in Drud, drückt er andere. Ewig in Furcht, will er, daß auch er gefürchtet werde. Es gibt ein herrliches kleines Buch, in dem ein furchtbares Schicksal gestaltet ist: Ein junger Mensch, der Schule längst entwichen, lebt jammervoll verstorbt durchs Leben, unangenehm, gedrückt, schen, hassend und lebensfeindlich. Er kann kein inneres Gleichgewicht finden, sucht und sucht die Ursache dieses ungeliebten Lebens, reißt in das Städtchen seiner Kindheit, tastet sich durch alte Gassen, in die Wohnung seines Lehrers und erwürgt ihn mit seinen Flüssen. Denn dieser Lehrer, der den zarten Knaben gepöbeln, beschämt, erniedrigt hatte, war die Ursache, er war es, der alle Sanftmut und Güte in dieser Kinderseele für immer verkrüppelt hatte. — er. Das Buch heißt: „Die Ursache“ und ist von Reinhold Franke.

Die Ursache. Aus sonziger Kindheit wachsen gütige, harmonische Menschen. Ein verspiegeltes Proletariatskind wird sich vom Gefühl des Hasses und der Wehrlichkeit kaum jemals löstringen. Verbitterte Menschen haben meistens eine herbe Jugend durchlitten. Eine Schmach, die uns angetan wird, kann, wie ein Mal, für immer unseren Charakter brandmalen. Jünglings, meist in unserer Kindheit, ist, uns selber unbewußt, die heimlich wirkende Ursache, die unserem Leben die entscheidende Richtung gibt.

Aber wieviele Menschen haben ihre sonnige, weich umhüllte Kindheit vergessen und sind hart geworden im Leben, ohne Güte und in sich verkrüppelt. Und mitunter haben jene, die einer listigen Kindheit entwachsen, aus eigener Kraft, aus der ringenden Not ihrer Seele sich zu der Erkenntnis durchgerungen: Du mußt Glück in die Welt bringen, soviel du nur kannst, damit die Menschen besser werden. . .

Glück — das ist das Höchste, Edlichste aller Erziehungsmittel. In einem wahrhaft beseligten, vom Glück zum Beglückter gesteigerten

Menschen findet die Erziehung nicht mehr zu befeuern und zu formen. Der glückliche Mensch, der sich verströmt, ist leichtweg vollkommen. Die Erziehung kann hier nur noch bestrebt sein, diesen außerordentlichen Zustand zu fixieren, ihm Dauer zu verschaffen; zu zeigen: Siehe, so gut, so schön ist der Mensch, wenn er glücklich ist!

Alle großen Volkserzieher glühten vom Drang der Menschheitsbeglückung. Die Lehren der Platonen und Platonen, die Lehren der Sokrates, Plato, Christus, Rousseau, Schiller („Zeit umschlingen, Nationen...“), Pestalozzi, Tolstoi, Nietzsche. Sie wußten, daß das wahre Glück den Menschen gut macht, alle Güte, Feindschaft, Unzulänglichkeit erstickt. Aber die Engländer, haben hatten ihr eigenes Ideal von Glück und bemüht sich gegen das, das die Weisen des Menschengleichs ihr bringen wollten. Sie gaben durch ein glückseliges, innerliches Leben, durch ein Leben des Geistes das Vorbild des Glücks, das Güte verströmt, und starben, wenn es sein mußte, am Kreuze, für die, die sie beglücken wollten. . .

Solche Ausstrahlung, solche Wirkung ins Ewig, wenn's hoch geht, in tausend Jahren zehn Menschen gegeben. Wir anderen leben und sterben und haben in unserer kurzen Daseinszeit die Pflicht, die wenigen Menschen unserer Umwelt möglichst zu beglücken, damit diese das Glück weitergeben an die nächsten und so, wie eine Welle sich fortpflanzt, ein wenig Glück durch Güte, Güte durch Glück, in diese harte, kalte Welt komme. Beginne jeder mit Kleinem in seinem Kreise. Ein lächeln, ein guter Blick, ein sanftes Wort. Auch dies sind „Ursachen“. Ihr Eltern, Lehrer, Vorgesetzte, streckt Glück aus und ihr werdet Güte und Vertrauen empfangen.

Franzosen in Deutschland.

Von Frank Clement-Burgburg.

Man will in Deutschland nicht auf den französischen Geist verzichten. Wie wohl tut man daran! Dabei ist es so leicht, so angenehm, diese europäische Pflicht zu erfüllen. Da es trotz aller Kriegseindringlichkeit für den Deutschen nichts Genüßreichereres geben kann, als die verständige Aufnahme des französischen neunzehnten Jahrhunderts. So ist während des Krieges der Jean Christophe von Romain Rolland in Deutschland eingeführt worden. Da man von diesem Ereignis im „Vorwärts“ schon gesprochen hat, will ich es heute nur kurz erwähnen, um seine Bedeutsamkeit wieder einmal festzustellen. Rollands Sehnsucht ist die ethisch-intellektuelle Durchdringung der beiden fruchtbarsten Völker germanischer und lateinischer Rasse. Es kann dieser Durchdringung durch Ueberverständlichkeit gut oder schlecht gedenkt werden. Gut, wenn man aus Frankreichs Literatur nicht die Boulevardspielereien, nicht die lebenswidrig-aufregenden Spezialitäten, sondern die wirklich bedeutenden Werke gallisch-romanischer Geister überträgt. Ich will heute von einigen dieser vortrefflichen Dienstleistungen reden.

Im Verlag von Kurt Wolff erschienen Jolas Briefe an seine Jugendfreunde, an Waive, an den großen Maler Paul Cezanne, an Marius Roux. Wie wohlstand wirkt die Nähe dieses jungen Jola. Er ist noch nicht der unerbärbige Spitzer der Rougon-Macquart, er ist auch noch nicht der stark prinzipienhafte, müde, vom reinen Dichtwerk ermüdete und in die Tat vertriebene Märker aus der Zeit der Dreyfußkämpfe. Er ist ein junger Kommis, voll von sachlichem Ehrgeiz und ergriffen von den Mädeln des Lebens. In der Kunst hat er mit recht viel Mühe einige Hundert romantische Verse fertig gebracht und sagt über die Widerständigkeit des Instruments. Er ist einsam, kranklich — man liest aus diesen Briefen schon die Furchen heraus, die seinem braven limmervollen Kämmerantilly hernoch so festlich gut standen — er beklagt sich über seinen schwierigen Charakter. Nebenbei gibt er ganz kluge Bemerkungen über Dichtung; aber er ist noch ganz weit vom Realismus weg; er will eine Ideenwelt, eine schrankenlose romantische Poesie, ein imponierendes episches Poem. Er glaubt an die Wirkung des Humors, nicht nur an dessen ästhetische, sondern auch an dessen sittliche Wirkung. Denn bereits damals war die Kunst in Jolas Augen etwas wie Gottesdienst. Man freut sich, in diesen Briefen zu lesen, was er werden wollte und doch nicht wurde, aber man hat noch mehr Spaß an dem, was in diesem jungen Propheeten den späteren Umgestalter der großen französischen Romanform verheißt.

Man hat oft genug die Gegenständigkeit von Emile Jola und Anatole France betont. Ich halte nichts von dieser Gegenständigkeit; man muß subtiler verfahren, wenn man diese beiden großen französischen Geister gerecht gegeneinander abwägen will. Jola ist der Vertreter einer europäischen Stimmung vom Ende des 19. Jahrhunderts; Anatole France ist der repräsentative Geist für das reine Franzosentum, wie es sich während der dritten Republik

gen Kabinetts enthalten war. In der stillen Zeit der Restauration waren es meist Klatscheren und Liebesbündel, und dieser Stoff lagte ihm besonders zu. Um solcher Dinge willen konnte er die ganze geheime Organisation in Bewegung setzen, damit sie ihm ausführlichere Nachrichten verschaffe. Mitunter, wenn er sich persönlich genau unterrichten wollte, traf er sich mit einem Agenten an einem dritten Ort.

Von der hohen Politik wurden die schwarzen Kabinette besonders gegen die Italiener benutzt. Die Karbonaria mit ihrer erwiehene Ausbreitung über Frankreich, Belgien, Spanien und Portugal und ihrer gemauerten Ausbreitung nach Deutschland hatte der Heiligen Allianz einen gemauerten Schreck eingebracht. Man hielt den Geheimbund für um so gefährlicher, als man auf Spuren gekommen war, nach denen er mit den Freimaurerlogen der romanischen Länder in Verbindung getreten sein sollte. Diesem Umgebener den Garau zu machen, benutzte man jedes Mittel, wie barbarische Strafgehe in Rom und Modena, die Bildung der realen Höheren Gehörbünde der Carbonari und Carbonisten, das Einschmuggeln solcher Bücher in die Freimaurerlogen und die Tätigkeit der schwarzen Kabinette. Die französische Regierung ließ ihre besten Leute her, die in Mailand, Venedig, Turin, Lucca, Ferrara, Padua, Florenz, Neapel und Rom ans Werk gingen. Auch in Deutschland sollen in jenen Tagen der Demagogie der schwarze Kabinette neu eingerichtet worden sein. Zwei derselben, das zu Frankfurt am Main und das zu Eisenach, haben sogar „mit Auszeichnung“ gearbeitet. 1844 ist es durch Parolenüberhandlungen, die Mazzini durch öffentliche Anklagen hervorgerufen hatte, an den Tag gekommen, daß Sir James Graham zur Zeit der Landung der beiden Vandiere in Kalabrien die nach Neapel gehenden Briefe vom englischen Generalpostamt erbrochen ließ. Als England mit der Union wegen der Trentangelegenheit in Streit geriet, hat das englische Kolonialamt die für die amerikanische Westküste bestimmten Depeschen, die immer über die generalamerikanische Landenge befördert wurden, sechs Wochen lang zurückgehalten, weil man der nordamerikanischen Gesellschaft der Panamabahn vertraute, daß sie diese Depeschen öffnen werde.

Ueber das Jahr 1830 hinaus läßt sich die geheime und schimpfliche Tätigkeit der schwarzen Kabinette nicht gut verfolgen. Wenn auch nicht jeder Polizeist in allen Fällen das Verstecknis heilig ist, so kann man heute mit der größten Sicherheit annehmen, daß in keinem Kulturstaat ein förmliches schwarzes Kabinett noch besteht. Denn diese Anstalten sind ungedeuer kostspielig, und es würde sich für sie kaum ein sicheres Versteck auf die Dauer ermitteln lassen. Ein sicheres Schutzmittel gegen regelmäßige Verstecknisse ist die richtige Annahme des Briefes. Die ungedeueren Wege von Briefen, die die heutige Post zu befördern hat, die alle zu sortieren und zu erbrechen, würde dem geübtesten und stärksten Briefebrücker der guten alten Zeit den Angklymeiß austreiben. Aber in unserm Zeitalter der Technik und der Elektrizität und noch einer Erfindung, ist man über die mühselige Handarbeit jener Tage längst hinaus, und man kann von einem verflochtenen Brief inhaltliche Kenntnis erlangen auch ohne Erbrechen.

ausgeklüffelter. Die geschmackvolle Eleganz dieses erleuchteten Geistes, die seinen Vortritt zurücklassende Wirkung von schon gedundener Genüßbarkeit und direkt auf die unerquidlichen Dinge losgehender Farnlust ist so echt französisch, daß kein Franzose von heute er mag Sozialist oder Ultramontaner, Symbolist, Naturalist oder Anarchist sein, diesen Kreis verlässt. Denn er müßte dadurch seine Klasse in ihren ererbenden Qualitäten verleugnen. Einen seiner besten Romane „Der Natur der Engel“ hat vor kurzem Rudolf Venzler überlegt (im Verlag von Kurt Wolff, Leipzig). Man wird sich an der geisteswissenschaftlichen Schönheit dieses Buches — das im besten Sinne des Wortes ein Abenteuerroman ist — ebenso ergötzen als an dessen glasklaren Form und dessen politischer Wahrheit.

Im Verlage des Jolaschen Naturalismus markieren vor allem zwei Belgier: Camille Lemonnier und Georges Schaub. Der erstere ist in Deutschland schon seit zwei Jahrzehnten bekannt und breite Bekanntheit wurden von seiner fastigen blässlichen Wirklichkeitslust interessiert. Nun liegt auch ein Versuch vor, den zweiten in Deutschland heimisch zu machen, und zwar mit einem seiner ersten Romane der 1888 erschienenen „Nouvelle Carthago“ („Das neue Karthago“, deutsch von Tony Kellen, Inselverlag, Leipzig). Das neue Karthago ist Karthago mit seinem tumultuösen Hafenbetrieb, seiner struppeligen plutokratischen Oberschicht und seinem kräftigen niederen Volk. Die Fabel des Romans ist künstlich genug; aber wir sehen über deren gewollte Prustalität hinweg wegen des energischen Realismus, mit der besonders die Massenlagen gestaltet sind. Es ist eine besondere Empfehlung für dieses harte Buch, daß es heute noch frisch wirkt und daß wir meinen könnten, nicht das Karthago von vor dreißig Jahren, sondern die belgische Seemotropole von heute vor uns zu haben.

Das letzte Buch, von dem ich heute reden will, ist ein Kriegs-Buch, „Lettros d'un soldat. Briefe eines Soldaten.“ (Rüch, Max Rascher, 178 S.) Es sind Feldpostbriefe eines bereits im Jahre 1915 im Gefolge gefallenen jungen Mollers an seine Mutter, André Chevrillon, der Kette Zanted gab sie heraus und schrieb dazu eine patriotisch hochgeschwollene, aber tief einführende Einleitung. Diese Briefe zählen zum Leben und Wirklichkeits der gesamten internationalen Kriegsliteratur. Weil sie weit weg liegen von dem amtlichen Chauvinismus, der mir allmählich zum Gel wurde, weil sie einen ganzen, herrlichen, jungen Menschen offenbaren. Es ist ein Glück, daß diese Briefsammlung ins Deutsche überfetzt wurde denn gerade in ihr finden sich die Fundamente, auf denen die neuen geistigen Bünden, die nach dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland besetzt Regungen geschlagen werden müssen, aufgebaut werden können.

Eine deutsche Musterstadt als Kriegserinnerung.

Die Verwirklichung einer Idee, die nicht nur als das schönste Erinnerungsgedächtnis an den Weltkrieg zu betrachten wäre, sondern auch einen hohen praktischen Wert hätte, schlägt der Rådliche Landeswohnungsinvestitor Dr. Hans Kampffmeyer in seiner Schrift vor, aus der der „Prometheus“ das Wesentliche mitzutreten weiß. Es soll als Kriegserinnerung und gleichzeitig als Musterbildung eine neue deutsche Stadt gegründet werden. Der Boden, auf dem die künftige Stadt sich erheben soll, müßte in den Besitz der Gemeinde übergehen, damit von vornherein jede Boden Spekulation unmöglich wäre. Außerdem könnte dann der allmähliche Wertzuwachs für gemeinnützige Zwecke verwendet werden. Architektonisch soll diese Stadt, nach dem Muster der Gartenstädte, nur aus Einzelhäusern mit Gärten bestehen. Es wird vorgeschlagen, daß für kein Haus, auch nicht in den Geschäftshäusern, eine Höhe von mehr als drei Stockwerken zugelassen werde. Zur Errichtung der Wohnstätten sollten gemeinnützige Wohnungsgesellschaften gegründet werden, die auch den Erwerb der Häuser erleichtern sollten, und zwar nach dem Prinzip, daß jedes Haus nur durch seine Bewohner erworben werden kann. Die Geschäftshäuser und Läden müßten durch die Stadtmehre erbaut und vermietet werden. Die Theater und öffentlichen anderen Stätten, die dem Vergnügen und der Erholung dienen, müßten sich ebenfalls im Besitz der Gemeinde befinden. Als Ort für die Anlage dieser Musterstadt läme natürlich nur eine für Industrie und Gewerbe günstige Gegend in Betracht, wobei gute Bahnen und Wasserverbindungen unerlässlich sind.

Nach Ansicht Dr. Kampffmeyers liegt es durchaus im Bereich des Möglichen, auch in der ersten Zeit nach dem Kriege die Mittel für die Verwirklichung dieses Planes zu beschaffen. Am besten könnte dies durch eine Reichsgründung geschehen, die durch Sammlungen verhärt werden müßte. Für den Erwerb und die Aufschließung des Geländes wolle die Gesamtsumme von 125 Millionen Mark in Rechnung gestellt. Die Baufkosten für die Wohnstätten, die anfangs für eine Einwohnerzahl von 20 000 Menschen ausreichend sein sollten, müßten, in der Höhe von ungefähr 35 Millionen Mark, zu 20 Proz. durch Velebung durch die Landesversicherungsanstalten und andere öffentliche Stellen beschafft werden, die restlichen 10 Proz. hätten die Bewohner selbst aufzubringen. Auch für die Aufbringung der Mittel für die öffentlichen und gemeinnützigen Einrichtungen der neuen Stadt macht Dr. Kampffmeyer eine Reihe von Vorschlägen.

Eine solche Stadt wäre natürlich das großartigste bleibende Denkmal der seit vier Jahren durchlebten Zeit, und dem Siedlungsweisen würde sie als gutes Vorbild dienen.

Hollgen.

— Vorträge. In der Treibow-Sternwarte spricht Dienstag, 7 Uhr, Dr. Ardenholz über „Sternhaufen, veränderliche und neue Sterne.“ — Im Lessing-Museum spricht Donnerstag, Dr. Alfred Noepfen über „Die Meisterwerke der altniederländischen Kunst.“

— Theaterchronik. Wegen Erkrankung von Hermann Thimig muß die für Sonntag, 10. 11., geplante Aufführung des „Jungen Deutschland“ (Kostlos „Rain“ und Werfels „Besuch aus dem Elysium“) um eine Woche verschoben werden.

— Eine neue philosophische Zeitschrift wird demnächst unter dem Titel „Annalen der Philosophie“ erscheinen. Sie wird besonders den von Prof. Hans Reichenow aufgeworfenen Problemen der „Als-ob-Betrachtung“ gewidmet sein.

— „Aus Dichtungen der Kdöbller.“ Die Vortragsordnung des Abends, den Elja Wagner vom Deutschen Theater Montag, den 27. Mai, 8 Uhr, im Reiteraal (Röbberer Straße) angereicht der Reiterfährer des Schutzverbandes Deutsche Schriftsteller gibt, enthält u. a. ein Bruchstück aus der Dichtung „Kaulasus“ von Taras Schewitschenko. Diese Freilichtdichtung war es, die gegen Schewitschenko die russischen Schergen aufstellte.

— Dänemarks neues Reichstagsgebäude. Der neue dänische Reichstag wird sich in nächster Zeit veröffentlichen und zwar in dem für den Reichstag bestimmten südlichen Teil des wiederaufgebauten Schlosses Kristiansborg. Seit seinem Wüßrigen Verlassen wird der dänische Reichstag damit zum ersten Male in einer würdigen Umgebung tagen. Als Dänemark seine moderne Verfassung erhielt, hatte man keine geeigneten Räumlichkeiten für ihn. Der Vollervertretung wurden Zimmer im Schloss Kristiansborg eingeraumt. Im Oktober 1884 brannte das Schloss jedoch ab, und damit war der Reichstag abhandelt, die Ingenieurkammer in der Fredericiastraße wurde nun in Besitz genommen und hier fanden die Sitzungen bis jetzt statt. Der Wunsch, dem Lande ein würdiges Reichstagsgebäude und der Volkvertretung zweckmäßige Sitzungssäle zu verschaffen, führte dann zum Wiederaufbau von Kristiansborg. Jetzt haben die beiden Häuser, Folkething und Landsting, neben einem gemeinsamen Verordnungsraum je einen eigenen großen Sitzungssaal; schön und würdig ist auch die geräumige Vorhalle sowie der Reiterkorridor.

— Die österreichische Raucherarte gestattet in Wien wöchentlich 12 Zigaretten oder 30 Zigaretten oder ein Volt Zigarettenstängel oder zwei Pakete Pfeifenstängel. Dieser soll 20 Proz. wirtschlichen Tabak enthalten, der Rest aus Hopfen, Steinklee und anderen Kräutern bestehen, die einem neuen Röhrverfahren ausgelegt werden.